

Programm

des

Königl. Gymnasiums in Ulm

zum

Schlusse des Schuljahrs 1877—78.

Inhalt:

Über Horat. Od. I, 34. und III, 1.

von Oberstudienrath [illegible]

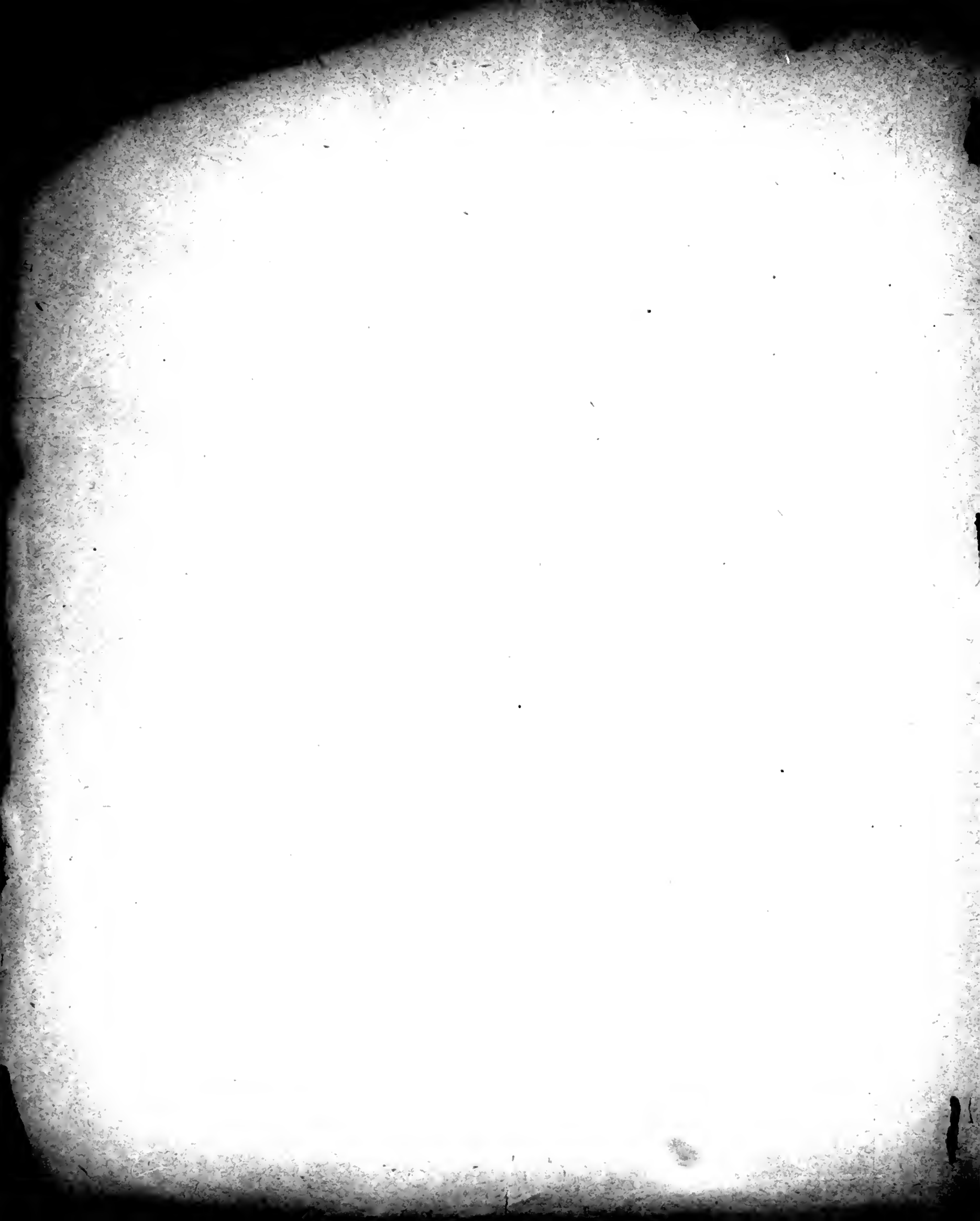
Nachrichten über das Gymnasium vom beendigten Schuljahr.

Ulm, 1878.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

(Carl Walter.)

1878. Progr. Nr. 485.



Über Horat. Od. I, 34 und III, 1.

Nur schüchtern wage ich den Versuch, einige Oden des Horaz in ein neues Licht zu stellen. Man wird mir einwenden, und ich wende mir es selbst ein, daß schwerlich mir sich das enthüllen werde, was die gelehrtesten und scharfsinnigsten Philologen nicht entdeckt haben. Auch weiß ich nicht einmal sicher, ob meine Erklärung von Od. I, 34 und III, 1 auch wirklich neu, ob sie nicht irgendwo in einem mir unbekannten Programm oder Kommentar schon ausgeführt ist. Aber wer weiß es nicht? Man bekommt von einer Entdeckung, die man gemacht zu haben glaubt, keine Ruhe mehr, bis man sie veröffentlicht hat, um zu erfahren, was andere Leute darüber denken.

Indessen ist es doch immerhin möglich, daß noch neue Einblicke in Horazens Dichtungen gewonnen werden, wenn sich zu der streng wissenschaftlichen Forschung ein poetischer Sinn gesellt, wenn man mit dem Wesen des Dichters, namentlich mit seinem eigenthümlichen Humor innig vertraut ist, und wenn man die Augen stets offen hält über das, was der Dichter wirklich sagt und was seine Worte bedeuten können.

Die siebente Satire des ersten Buchs mag als Beispiel dienen, wie man auf diesem Wege über Horaz noch manches Neue entdecken kann. Sie wird ziemlich allgemein in die erste Zeit verlegt, die Horaz nach der Schlacht bei Philippi in Rom zubrachte; Franke geht noch weiter herunter bis in das Jahr 36 v. Chr. Ich meine dagegen, wer mit den Neigungen und Stimmungen eines Dichters bekannt sei, müsse es undenkbar finden, daß man einen scherzhaften poetischen Bericht über eine scherzhafte, an sich unbedeutende Begebenheit erst zwei oder drei Jahre später verfasse. Wir haben eine humoristische Komödie von Schiller aus dem Jahr 1786, worin er einen Vormittag seines Freundes Körner mit allerlei Schwächen des Freundes und allerlei Nöthen, worein sie ihn verstricken, in heiterem Lichte darstellt. So wenig wir uns denken können, daß Schiller ein solches Werk 1788 in Weimar hätte verfassen und bekannt machen mögen, ebensowenig kann Horaz die genannte Satire zu einer andern Zeit, als in den nächsten Tagen nach dem Vorfall, und an einem andern Orte, als in Smyrna oder Klazomenä, oder wo sonst Brutus damals Gericht hielt, abgefaßt haben. Dazu kommt aber ferner: wer sich den Charakter und das Gemüth unseres Dichters lebendig vorstellt, kann unmöglich glauben, daß er zur scherzhaft epischen Darstellung einer Scene, die mit einer das Herz des Brutus jedenfalls schmerzlich berührenden Pointe schloß, nach dem tragischen Ende seines so hochverehrten Freundes noch geneigt gewesen wäre. Sicherlich hat Horaz diese Satire an einem der nächsten Abende nur seinen vertrauten jungen Kriegskameraden zu ihrer Belustigung vorgelesen, und Brutus selbst hat gewiß nie von derselben Kunde bekommen.

Durch dieselbe Anschauungsweise, die uns hier auf Ort und Zeit der Abfassung eines Gedichts geführt hat, suche ich nun den A n l a ß der beiden Gedichte Ode I, 34 und III, 1 und ebendamit die wahre Bedeutung von beiden aufzufinden.

Od. I, 34.

Der Dichter thut uns mit sehr lebhaftem Gefühl und in hochpoetischer Sprache kund, daß er, durch eine falsche Philosophie irre geführt, sich nicht mehr viel um die Verehrung der Götter bekümmert habe, daß er aber jetzt, durch Donner und Blitz bei hellem Himmel erschreckt, sich genöthigt sehe, in die alten Bahnen wieder einzulenken, und daß er jetzt wieder an ein mächtiges Walten der Gottheit im Menschenleben glaube.

Der Inhalt des Gedichtes ist demnach in sich selbst zusammenhängend und insofern leicht zu verstehen; desto schwerer aber, scheint es mir, ist die Mittheilung, die uns der Dichter über sein inneres Leben macht, zu begreifen. Eine solche Bekehrung aus solchem Anlaß will uns so wenig zu dem ganzen Wesen des Mannes passen, daß wir uns nicht wundern können, wenn manche Erklärer gemeint haben, es sei ihm wohl nicht so ganz Ernst mit dem, was er sage, er wolle nur entweder über die stoische Lehre spotten, oder scherzhaft seinen Freunden zurufen, bei einem solchen Donnerwetter möchte man ja fast wieder glaubig werden. Aber diese Auffassung verträgt sich entschieden nicht mit dem ernsten, ja feierlichen Tone, der das ganze Gedicht und namentlich den Schluß desselben durchdringt. Es liegt also wirklich ein Räthsel vor, das wir zuerst deutlich auszusprechen und dann, wenn es möglich ist, zu lösen haben.

Fragen wir zuerst nach der Zeit, in der die Ode gedichtet wurde, so weisen uns die Ausleger fast alle auf 30 bis 24 vor Christo hin, weil, wie sie sagen, der apex V. 14 nothwendig auf den Partherkönig Tiridates zu beziehen und dieser in jener Zeit von Phraates vertrieben worden sei. Damals war aber Horaz 35 bis 40 Jahre alt, und da müssen wir uns, meine ich, doch besinnen, ob bei einem so durchaus besonnenen Mann, in dessen Geiste das verständige Denken so ganz überwiegend war, eine totale Umwandlung der religiösen Anschauungen in diesem Alter möglich sei. Noch heute finden wir es zwar ganz naturgemäß, wenn ein Jüngling, namentlich ein Student, in dieser Zeit der geistigen Gährung, wo der Mensch erst seine Reife bekommt, plötzlich entweder glaubig oder unglaubig wird; wo wir dagegen von einem erwachsenen Mann erfahren, daß er plötzlich zum orthodoxen Glauben übergegangen sei, da sind wir immer geneigt, entweder an unklares, phantastisches Denken oder an gemeine weltliche Absichten zu denken. Wenn also Horaz, bei dem an das eine so wenig als an das andere gedacht werden kann, überhaupt bekehrt worden ist, so muß die Bekehrung weit früher, als er 20 oder 21 Jahre alt war, somit etwa im Jahr 44 vor Christo vorgefallen sein.

Daß wir hiebei die Beziehung auf Tiridates verlieren, werden wir um so weniger beklagen, da uns der Dichter Ode I, 26, 5 selbst versichert, daß ihm die Schicksale dieses Königs außerordentlich gleichgiltig seien:

> Quid Tiridatem terreat, unice
> Securus;

und auch der apex wird uns nicht irre machen, da ihn Horaz auch III, 21, 20 durchaus nicht bloß als orientalischen Königshut, sondern ganz allgemein als Zeichen jeder Herrscherwürde gebraucht.

Es wird also wohl dabei bleiben können, daß unser Dichter schon in früher Jugend, als er in Athen studirte, von der Lehre Epikurs, nach welcher die Götter sich um die Schicksale der Menschen gar nichts bekümmern, zu dem frommen Glauben übergegangen ist, daß die Gottheit allmächtig in unsere Schicksale eingreife, und daß er diesem Übergang in unserer Ode poetischen Ausdruck gab. Wer sich wundern wollte, daß ich Horaz schon so früh Oden dichten lasse, den würde ich auf ein Wort

Niebuhrs hinweisen, in dessen Vorträgen über römische Geschichte, Bd. III S. 134 zu lesen ist: „einige (der Oden) sind sehr früh, vielleicht aus der Zeit des Aufenthalts in Athen.“ Auch der treffliche W. E. Weber hebt in seinem Quintus Horatius Flakkus S. 139 gewiß mit Recht hervor, wie unnatürlich es wäre, zu denken, daß eine so poetisch angelegte Natur wie Horaz bis zum 30. oder gar 35. Jahr gewartet haben sollte, um die Gefühle der Liebe, Freundschaft u. s. w. in lyrischen Gedichten auszusprechen. Deshalb ist auch die seltsame Ansicht Frankes, nach der Horaz in einem Zeitraum blos Epoden und Satiren, in einem andern blos Oden und in einem dritten blos Episteln gedichtet haben sollte, so viel ich weiß, jetzt allgemein aufgegeben.

Nun aber erhebt sich erst die zweite noch bedenklichere Frage: ist es zu glauben, daß ein Mann wie Horaz auch selbst in früher Jugend fähig gewesen sei, sich durch eine solche Naturerscheinung wie Blitz und Donner bei heiterem Himmel von seiner durch philosophische Studien erlangten Weltanschauung abbringen zu lassen? Es sind doch nur zwei Fälle möglich: entweder es wäre schnell, während der größere Theil des Himmels noch vom Sonnenlicht erleuchtet war, an einer Seite ein furchtbares Gewitter ausgebrochen; dies ist aber ein so gewöhnliches Ereigniß, das wir jedes Jahr öfters erleben, daß es unmöglich irgend einen erschütternden Eindruck auf des Dichters Gemüth machen konnte. Oder der Himmel war und blieb vollständig wolkenlos; dann ist aber ein wirkliches Gewitter mit Blitz und Donner absolut unmöglich. Mag auch Vergil Georg. I, 487 und 88 von noch so vielen Blitzschlägen zu erzählen wissen, die nach Cäsars Ermordung vom heitern Himmel herabgefallen sein sollen, — wir glauben sie ihm eben so wenig, als die Thiere, die gesprochen haben, das Blut, das aus den Brunnen geflossen sein soll, und was er sonst noch Schreckliches zu berichten weiß; so wenig als wir sogar dem Cäsar glauben, daß am Tage der Schlacht bei Pharsalus sich in Elis die Bildsäule der Nike, welche bis dahin mit dem Gesicht gegen die Athene gewendet war, sich von dieser ab- und der Schwelle des Tempels zugekehrt habe (bell. civ. III, 105). Ein Gewitter bei vollständig hellem Himmel ist, so oft es auch von den Alten erzählt wird, immer nur eines von den wunderbaren Prodigien, die namentlich Livius in so großer Menge anführt und an deren Realität kein vernünftiger Mensch glaubt. Es wird demnach bei dem bestimmten Ausspruch des Lukrez VI, 399 f. bleiben:

nunquam coelo jacit undique puro
Jupiter in terras fulmen sonitusque profundit.

Wir haben also das Resultat 1) Horaz ist nicht als Mann, sondern als junger Student, 2) er ist nicht durch ein Gewitter bekehrt worden, sondern — durch etwas anderes.

Was ist nun wohl dieses andere? Wenn Horaz von Donner und Blitz bei heiterem Himmel spricht, und wir an Donner und Blitz nicht glauben können, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß der Dichter nach Dichter-Art bildlich gesprochen und mit seinem Bild ein furchtbares Ereigniß gemeint habe, das ganz plötzlich und unerwartet hereinbrechend die Welt in Schrecken setzte. Es wäre also ganz, wie wir im alltäglichsten Gespräch den Ausdruck gebrauchen: es kam wie ein Blitz von heiterem Himmel. Ich habe nun freilich bei den Alten keine Stelle finden können, wo dieser Ausdruck ebenso angewendet würde; wenn aber doch Aemilius Paulus bei Liv. 45, 14 den Tod seiner beiden Söhne duo fulmina nennt, „quae domum meam perculerunt;“ wenn auch Cicero de rep. I, 4 „gravissimis tempestatibus ac paene fulminibus ipsis“ sich bloß gestellt hat; wenn Ovid den Übergang vom Unglück zum Glück bildlich mit den Worten ausdrückt:

Tandem aliquid pulsa curarum nube serenum
Vidi;

so dürfen wir, denke ich, wohl auch als möglich annehmen, daß Horaz den umgekehrten Verlauf, den plötzlichen Übergang von einem sicheren, ruhigen Zustand in Schrecken und Verderben durch einen Donnerschlag aus hellem Himmel ausgedrückt habe.

Fragen wir aber endlich, an welches Ereigniß wir zu denken haben, so bietet sich natürlich, da wir die Ode in die Jahre 45 bis 43 v. Chr. verlegen, im Augenblick die Ermordung des Cäsar dar. Es ist gewiß merkwürdig, wie durch diesen Gedanken unser Gedicht auf einmal in ein neues, helles Licht zu stehen kommt.

1) Vorher war nicht recht zu begreifen, warum durch das Gewitter nicht nur Land und Wasser, sondern auch die Unterwelt, und warum gerade der Atlas von ihm erschüttert werde. Jetzt aber ist es ja ganz richtig, daß durch Cäsars Tod der ganze orbis terrarum, die ganze mit Rom zusammenhängende Welt in die heftigste Bewegung versetzt wird. Ich glaube nur, daß man die Stelle V. 10 und 11 mittelst einer Brachylogie sich deutlicher machen muß, wie sie in den Parallelismen der Psalmen so gewöhnlich ist. Wenn es im 1. Psalm V. 6 heißt: der Herr kennt den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet, so muß ich zum ersten Glied des Gegensatzes hinzudenken: deßwegen führt er zum guten Ziel, und zum zweiten: der Herr kennt auch den Weg der Gottlosen, und deßwegen (muß er vergehen).. Ähnlich erkläre ich mir Horazens Worte: (nicht nur die Menschen auf der Oberwelt, sondern auch) Styx und Tänarum d. h. die abgeschiedenen Seelen der Römer in der Unterwelt wurden durch Cäsars Tod erschüttert; und wiederum: (vom äußersten Osten, etwa vom Kaukasus) bis zum äußersten Westen, bis zum Atlas erstreckte sich die Erschütterung.

2) Während es vorher nicht gerade einleuchtend war, wie der Dichter aus einem plötzlichen Gewitter auf die Macht der Gottheit, den Hochstehenden herabzustürzen und andere aus dem Dunkel zum Licht emporzuziehen, schließen könne; während der Gedanke: ich bin wieder glaubig geworden, einmal weil es am heiteren Himmel gedonnert hat, und dann fürs zweite, weil Phraates den Tiridates aus Parthien verjagt hat, fast lächerlich klang, — so haben wir jetzt einen sehr schönen, logischen, klaren Zusammenhang des ganzen Gedichtes: Cäsar, der allmächtige Beherrscher des römischen Reichs, ist plötzlich ins Verderben gestürzt, die von ihm in ohnmächtiges Dunkel zurückgedrängten Männer der Republik stehen wieder glänzend da; sustulit und posuisse brauchen gar nicht mehr als perfectum gnomicum gefaßt zu werden, sondern Fortuna, die hier nur als Vollstreckerin des göttlichen Willens erscheint, hat wirklich hinc d. h. von Cäsars Haupt die Krone weggerissen und freut sich, die Gewalt hic d. h. auf Brutus und Cassius niedergelegt zu haben. Und daraus hat der Dichter den Glauben wieder gewonnen: valet ima summis mutare deus.

Ein Bedenken könnte uns noch irre machen, ob nemlich Horaz das, was die Mörder Cäsars gethan, dem Jupiter zugeschrieben haben werde? Aber man muß bei diesem Ereigniß, wenn je bei einem unter Menschen, die Behauptung aussprechen: was Menschen planten, wäre niemals zur Wirklichkeit geworden, wenn es nicht der Wille der Gottheit gewesen wäre. Man darf nur an die näheren Umstände der Katastrophe denken, und wie nahe es daran war, daß die Verschwörung entdeckt worden wäre, um sich zu überzeugen, daß Horaz auf seinem Standpunkt das Recht hatte, in dem Gelingen des Mordplans das Walten Jupiters zu erkennen, wie ja auch Dio Kassius 44, 21 erzählt, daß die Mörder sich auf das Kapitol begaben, um den Göttern zu danken.

Auch daß sich unser Dichter später (Sat. I, 5, 101.) wieder epikureisch äußert, als hätten die Götter nichts mit der Weltordnung zu schaffen, kann unserer Auffassung keinen Eintrag thun. Horaz konnte ja bald nach seiner Umkehr in den früheren Unglauben zurückfallen, wozu ihm der weitere Verlauf des Bürgerkriegs Anlaß genug geboten hätte. Indessen ist dies durchaus nicht wahrscheinlich;

MISSING PAGE(S)

daß ihnen Furcht und Schrecken auch ins Meer hinein folgen, und fügt hinzu, daß diesen beiden der Mensch überhaupt nicht entrinnen könne, so lang sein Herz an zeitlich Gut gefesselt sei: du willst zu Schiff entfliehen, die Sorge steigt mit dir auf's Schiff; du meinst ihr durch schnellen Ritt zu entgehen, aber unversehens sitzt sie hinter dir auf deinem Rosse. Es ist nun freilich leicht zu sagen, hier liege doch offenbar eine sehr ernste Ermahnung vor, daß die Römer nicht mehr so heftig nach der Vermehrung des Vermögens streben und eben so wenig ihrem eitlen Gelüste nach äußerer Pracht folgen sollten, weil dadurch das einzige wahre Gut, die Ruhe der Seele, nicht gefördert, sondern im Gegentheil zerstört werde. Daß die Strophen eine Ermahnung enthalten können, wird natürlich niemand bestreiten; aber nicht eben so leicht dürfte es sein, zu erklären, wie doch in diesen so ernsten und feierlichen Aufruf eine so entschieden komische Darstellung hineingekommen sei. Was sollte da diese spielende Vorführung eines unnützen Baumes, der sich gerade wie ein unnützer Schulknabe nach allen möglichen Ausreden umsehen muß, um sich zu entschuldigen, daß er nichts geleistet habe? Was soll da vollends die grotesk humoristische Hyperbel, daß es den Fischen im Meer zu eng werde, daß sie sich nicht mehr regen können, weil so viele große Gebäude mitten in der See aufgeführt werden? Diese scherzhaften Beigaben dürften doch wohl auch hier ein Bedenken erregen, ob die bisherige Auffassung haltbar sei, ob sie nicht unserem Dichter einen gar zu ungeschickten Wechsel des Tons und der Stimmung aufbürde?

Nun aber müssen wir auch noch den Schluß des Gedichts näher ins Auge fassen. „Wenn also den Schmerz des Menschen kein Marmor, kein Purpur, wenn ihn der feinste Wein sowenig als die kostbarste Salbe lindern kann, — warum sollte ich mir dann einen prachtvollen Palast nach neuem Stil erbauen? warum mein Sabinerthal hergeben gegen einen Reichthum, der mich nur mit größerer Mühe beschweren würde?" Wer wäre nicht beim erstmaligen Lesen über diesen Schluß in großes Erstaunen gerathen? Man sollte denken, wer so im Namen der Musen und von ihnen erleuchtet sein Volk zur sittlichen Umkehr begeistern wolle, könne doch unmöglich mit so rein persönlichen, dem lesenden Publikum durchaus gleichgiltigen Gedanken schließen. Diejenigen Erklärer machen sich ihre Aufgabe entschieden zu leicht, die der Schwierigkeit ganz einfach damit abhelfen wollen, daß sie sagen, Horaz führe zuletzt sein eigenes Beispiel zur Bekräftigung seiner Lehren an. Theils durfte er das gar nicht, wenn er sich nicht eines lächerlichen Hochmuths schuldig machen wollte; theils hätte er, wenn er das sagen wollte, eine ganz andere Form gewählt. Die Frage: warum sollte ich also u. s. w., kann niemals ein Beispiel für die bisherigen Lehren, sondern sie kann durchaus nur einen auf die bisherige Ausführung gegründeten Entschluß aussprechen. Dieses Ende des Gedichtes bestätigt offenbar die oben ausgesprochene Behauptung, daß die ganze Ode nicht eine Ansprache an sämmtliche Zeitgenossen des Dichters bezwecke, sondern aus einer rein subjectiven Lage und Stimmung hervorgehe.

Man könnte sie nun zunächst einfach als eine Betrachtung auffassen, die der Dichter für sich allein anstelle: die Einsicht in die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes habe ihn — vielleicht nach eigenem inneren Kampfe — zu dem Entschluß geführt, sich auf sein bescheidenes Sabiner Gütchen zu beschränken und jedem weiteren weltlichen Streben zu entsagen. Allein dazu stimmt dann natürlich wieder die erste Strophe nicht, worin er so bestimmt ausspricht, daß er seine bessere Weisheit anderen verkündigen wolle. Auch ist nach allem, was uns über Horazens Gemüthsart vorliegt, gar nicht daran zu denken, daß ihn jener Entschluß einen Kampf gekostet und er dazu solche Betrachtungen nöthig gehabt hätte. Endlich wird man doch wohl sagen müssen, eine solche Frage: warum sollte ich mein Sabinum aufgeben? spreche man nicht dann aus, wenn man selbst zu einem Entschluß gekommen sei, sondern vielmehr, wenn man einen längst feststehenden gegen solche vertheidigen wolle, von denen man aufgefordert worden ist, denselben aufzugeben. So komme ich denn durch alles Bisherige zu dem Schluß:

in der ersten Ode des dritten Buchs will sich Horaz gegen das Zureden seiner Freunde wehren, daß er sein Landgut aufgeben und in Rom darnach streben solle, sich eine glänzende äußere Stellung zu erringen.

Was nun das Nähere betrifft, so ist längst die Vermuthung ausgesprochen worden, der Schluß dieser Ode stehe in einem inneren Zusammenhang mit der bekannten Erzählung Suetons, daß Oktavian unseren Dichter zu seinem Privatsekretär machen und dadurch in den engeren Kreis seiner Angehörigen aufnehmen, oder wie man jetzt sagt, an seinen Hof ziehen wollte, daß aber der Dichter mit Berufung auf seine schwache Gesundheit den Antrag ablehnte. Besonders schön spricht sich Weber S. 270 darüber aus, daß man nicht eine allgemeine didaktische Tendenz des Gedichts annehmen dürfe, sondern in dem genannten Vorgang und der dadurch erzeugten freiheitsstolzen Stimmung des Dichters den speciell subjectiven Anlaß desselben sehen müsse. Ich wundere mich nur, daß Weber dennoch S. 269 an der Continuität der sechs ersten Oden und an ihrem politisch-reformatorischen Zwecke festhält. Ich finde darin einen Widerspruch und glaube, wir sollten diesem subjectiven Anlaß seine Beziehung auf die ganze erste Ode lassen: wenn sich Horaz mit den zwei letzten Strophen gegen die Zumuthung wehrt, sich an den allmächtigen Herrscher zu verkaufen, so muß auch das ganze Gedicht von demselben Verlangen nach Unabhängigkeit und von dem Gefühl des Glücks, das einem Dichter in seinem genügsamen Sinne, in seiner ländlichen Ruhe, in seiner inneren Würde und äußeren Freiheit beschert ist, ausgegangen und durchdrungen sein. Dem entspricht auch nach meiner Ansicht das Gedicht selbst vollkommen, wenn man es recht ansieht und sich von den Umständen, aus denen es hervorgegangen ist, mit einiger Phantasie ein deutliches Bild entwirft. Ich glaube nämlich, daß man bei der Erklärung mancher lyrischer Gedichte berechtigt ist, die Phantasie zu Hilfe zu nehmen, aber freilich nur in einem sehr beschränkten Maße, nemlich eben nur so weit, als es absolut nothwendig ist, wenn einzelne Theile des Gedichts nicht unverständlich bleiben sollen. Wir haben z. B. einige sehr gefühlvolle, in der Form vollendet schöne Liebesgedichte von Schiller, die Erwartung, das Geheimniß, die Begegnung und einige andere; Viehoff verlegt sie ans Ende der neunziger Jahre, weil sie da im Musen-Almanach standen, und meint, Schiller habe sie ganz durch seine Phantasie ohne allen subjectiven Anlaß gedichtet. Das halte ich für unmöglich: ein wahrer Dichter kann solche Liebeslieder gar nicht dichten, wenn er nicht liebt; die ganze Gefühlsstimmung und viele einzelne Umstände, die in diesen Gedichten zur Sprache kommen, sind nach meiner Ansicht ein zwingender Beweis, daß Schiller sie in der Zeit seiner ersten Liebe zu seiner nachherigen Frau theils in Jena, theils in Volkstädt oder Rudolstadt gedichtet hat.

So erlaube ich mir denn über das, was unserer Ode zu Grunde liegt, einiges zu erzählen, was nirgends geschrieben steht, was ich aber aus dem Gedicht herauslese.

Nachdem der Brief Oktavian's an Mäcenas, worin er dem Horaz jene Stellung anbot, eingelaufen war, haben natürlich Mäcenas und die anderen Freunde dem Dichter dringend und stürmisch zugeredet, dem Ruf zu folgen. Wir können uns sehr leicht vorstellen, welche Gründe sie dafür anführten. Der eine wird ängstlich gewarnt haben, daß man sich nicht durch eine Ablehnung dem Zorn und der Rache des allmächtigen Gebieters aussetzen dürfe; andere werden dem Freunde mit Hohn und Mitleid die niedrige Stellung, die er mit all' seinem Genie neben ihnen einnehme, vorgehalten und ihm eifrig an's Herz gelegt haben, daß es wirklich die größte Thorheit, ja sogar daß es eine wahre Schande wäre, wenn er diese überaus günstige Gelegenheit nicht benützte, sich auch in den Besitz eines hohen Ranges, großartiger Landgüter, oder sonst einer sehr glänzenden Stellung zu setzen. Von einer dritten Seite wird man ihm wohl alle Reize des Hoflebens, materielle Genüsse, Befriedigung der

Eitelkeit und einen weitreichenden Einfluß zur Lockung vor Augen gestellt haben. Horaz wird in keiner Verlegenheit gewesen sein, was er zu antworten habe, er wird allem Zudringen ein entschiedenes „Nein“ entgegengestellt und dasselbe damit motivirt haben, daß sein Charakter, seine ganze Neigung, sein Verlangen nach Unabhängigkeit und Einsamkeit, sein mit Wenigem zufriedener Sinn, namentlich aber seine Abneigung gegen den Herrscher selbst ihm den Eintritt in seinen Dienst unmöglich machen. Nachher aber, wie er in aller Stille mit sich allein war, konnten, däucht mich, eben diese Gedanken und Gefühle dem Dichter ganz wohl die Stimmung zu einem Gedicht eingeben, wie wir es in der ersten Ode vor uns haben. So wird er denn, als er das nächste Mal im Freundeskreise des Mäcenas erschien, die Anwesenden mit unserer Ode überrascht, beschämt und vielleicht zum Theil bekehrt haben. Sehen wir nun zu, wie sich von diesem Standpunkt aus angesehen, die einzelnen Partieen des Gedichts ausnehmen!

Zuerst kündigt er der weltlichen Gesinnung seiner Zuhörer, die im äußeren Glanz das Glück des Menschen findet, seinen kräftigen Haß an und seinen Entschluß, ihrem Zureden keinen Eingang in sein Herz zu gestatten; der heftige Ton und der Inhalt des ersten Verses mahnen uns fast an den Ausruf eines viel höheren Geistes: „hebe dich weg von mir, Satan! (arceo) du bist mir ärgerlich (odi)“; hierauf fordert er sie auf, den Lehrsprüchen (carmina), die er von den Musen gelernt habe, andächtig zuzuhören. Dann aber folgt wieder das verzweifelte

Virginibus puerisque canto,

das natürlich meiner Erklärung noch viel mehr widerstrebt, als der gewöhnlichen. Weil es aber mit der letzteren doch auch nicht bestehen kann, so möchte ich mir einen „kühnen Griff“ erlauben und fragen, ob es nicht am Ende möglich wäre, den Dativ als griechischen Dativ mit audita zu verbinden und zu erklären: Sprüche, die bisher von Knaben und Mädchen nicht vernommen wurden, d. h. die nicht zu dem stimmen, was man bisher der zu erziehenden römischen Jugend als Lebensweisheit eingeprägt hat. So viel ist ja in der That gewiß, daß ein vollkommenes Verzichten auf Vergrößerung des Vermögens und auf eine glänzende Stellung im Staat keineswegs wie etwa das in der zweiten und fünften Ode Geforderte zu der altrömischen Tugend stimmt; man weiß ja, wie der alte Cato darüber dachte. Daß bei dieser Erklärung die Stellung der Worte sehr ungewöhnlich ist, kann freilich niemand bestreiten, und wir hätten hier ohne Rückhalt einen Fehler in der Form anzuerkennen, der aber, wie Pindar und Klopstock zeigen, bei Oden-Dichtern nicht gerade selten ist und insofern der Möglichkeit, die Stelle so aufzufassen, nicht absolut widersprechen dürfte. Übrigens bringt diese Konstruktion doch auf der anderen Seite für die Erklärung der Stelle auch einen Gewinn: so ganz im Allgemeinen konnte ja Horaz doch nicht aussprechen, die Weisheit, die er jetzt verkündige, habe man in Rom vorher nie gehört: die Lehre von der Werthlosigkeit äußeren Glückes hatten Stoiker und Akademiker längst auch den Römern gepredigt; nur als Erziehungsgrundsätze waren sie nicht in die Familien eingedrungen.

Alles Weitere ergibt sich nun vollends leicht. In der zweiten Strophe erklärt der Dichter seinen Freunden mit Stolz, daß er den König, dem sie sich so ganz unterworfen haben (merkwürdig genug nennt Oktavian selbst in dem Brief an Mäcenas bei Sueton seine Tafel eine königliche), noch lange nicht fürchte, weil er an den höheren Herrn im Himmel glaube, in dessen Hand sein Schicksal und das des Herrschers liege. V. 9—16 erklärt er, daß Ehre und Auszeichnung, V. 17—24, daß das Leben am Hof keinen Reiz für ihn habe. Der letztere Gedanke wird noch dadurch verstärkt, daß nach der Anschauung unseres Dichters nicht nur jeder Höfling ein Damokles-Schwert über sich hängen

hat, sondern daß auch keiner im Stande ist, sein Gewissen von Unrecht rein zu halten; Letzteres ist durch impia cervix deutlich genug ausgesprochen.

Wenn aus den folgenden Worten somnus agrestium u. s. w. der Leser von Gefühl leicht die persönliche Freude des Dichters an seinem eigenen Häuschen, an seinem Bach Digentia und seinem lieblichen Thal, das er mit Tempe vergleicht, heraushören kann, so werden wir wohl nicht irre gehen, wenn wir auch in den vier folgenden Strophen persönliche Beziehungen vermuthen, nur daß der Dichter sich jetzt seinen Gegnern zuwendet. Es ist schon oben auf die komische Saite, die hier anklingt, hingewiesen worden, jetzt zeigt sich, daß er einzelne Bekannte, die das Gedicht mit anhörten, in freundschaftlicher Weise verspottet. Da war wohl ein Großhändler, der die Freunde mit seiner Angst vor den seine Schiffe bedrohenden Stürmen oft gequält oder auch belustigt hatte; da war ein stattlicher Grundbesitzer, der über ein Fehljahr jammerte; beide erinnert Horaz, wie viel besser er als

desiderans, quod satis est,

daran sei. Daß auch mit der Liebhaberei, Häuser in's Meer zu bauen, eine bestimmte Person gemeint ist, dafür finde ich einen Beweis in der 18. Ode des zweiten Buchs, die mit der unsrigen auffallend nahe verwandt ist (wie auch die 16. des dritten Buchs mit ihrem

jure perhorrui
Late conspicuum tollere verticem,
Maecenas, equitum decus!

offenbar auf denselben Anlaß Bezug hat); dort, Od. II, 18, spricht der Dichter ganz wie III, 1 davon, daß er arm sei und arm bleiben wolle, und daß er in seinem redlichen Charakter und seinem Dichtergeiste Reichthum genug habe. Wenn er dann fortfährt:

Tu secanda marmora
Locas, — — —
Marisque Bajis obstrepentis urgues
Summovere litora,
Parum locuples continente ripa,

so redet er damit offenbar eine bestimmte Person an, gegen die er sich gerade wie in zwei Episteln gegen Aristius Fuscus und gegen Quintius zu wehren hat, weil sie ihm sein bescheidenes Gütchen und seine niedrige Situation verachten wollten. Den Nämlichen also, der Ode II, 18. sich nicht am Ufer des Festlandes genügen läßt, verspottet Horaz auch III, 1. 33 daß er mit den armen Fischen kein Mitleid habe, denen es vor seinen Bauten im weiten Meer zu eng werde.

Diese komischen Stellen geben mir nun noch Anlaß zu der Bemerkung, daß auch in dem übrigen Gedichte, so ernst es dem Dichter mit dem Inhalt ist, doch die Ausdrucksweise einen leichten Anstrich von Humor hat. Es ist mit dem Haß im ersten Verse nicht so böse gemeint; der Dichter gibt sich nicht im Ernst als heiligen Priester; die Angst vor dem König ist nicht so schrecklich; ebenso sind die Urne, worin die Menschenlose liegen, und das gezückte Schwert über dem Nacken des Höflings solche starke, hochpathetische Ausdrücke, wie der Freund sie gegen den Freund gebraucht, um einen ernstlich gemeinten Inhalt in komischer Übertreibung auszusprechen.

Über den Schluß der Ode habe ich nun nichts weiter mehr zu sagen, als daß er das natürliche Ziel bildet, welchem das ganze Gedicht zustrebt, und daß also meine Erklärung, wenn sie sonst als möglich erscheint, in sämmtliche Theile des Gedichts mehr inneren Zusammenhang und Harmonie bringen würde, als ich bei der bisherigen Auffassung darin zu finden vermag.

